Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 26 (1936)

Heft: 44

Artikel: Die Flamme : zum Fest der Toten

Autor: Linberg, Irmela

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-648756

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

warteten den zweiten Schlag nicht ab, sondern flohen kreischend ins Freie. Der Förster warf ihnen ein paar Flüche nach und überlegte dann, wie er aus der Geschichte mit möglichst wenig Schaden davonkäme. Als sein Sohn, der in der Scheune den Lärm vernommen hatte, hereintrat, war er schon mit sich im Reinen: „Du gehst gleich zum Steffen in der Hintergasse und fragst ihn, ob wir morgen sein Pferd haben könnten, wir holen in der Frühe die neue Maschine. Ein Riemen und ein paar Häspel werden wohl auch gleich zu haben sein. Da sieh, was die Tagediebe angestellt haben! Man hat nichts als Aerger und Verdruß mit den liederlichen Weibsbildern!"

III.

Am Sonntagmorgen lag weißer Nebel über Schönau. Die Kinder, die noch zu wenig Erfahrung hatten, um zu wissen, daß die schönsten Tage oft trübe beginnen, machten ängstliche Gesichter und bangten schon für ihre neuen, buntfarbigen Kleider und die langersehnte Festfreude. Als aber ein Zeichen vom Glockenturm sie zur Sammlung nach dem Kirchplatz rief, drang schon die Sonne mit lachenden Backen durch die Nebelschicht herab. Dann mit einem Schlag prangte das ganze Dorf in Maienlust und Festschmuck, die Nebel waren zerflogen, hatten sich verkrochen oder aufgelöst. Die Dorfstraße wimmelte von Sonntagskleidern und frohmütigen Gesichtern und erklang von hellem Geplauder und fröhlichem Lachen. Drei Böllerschüsse gaben das Zeichen, daß der festliche Umzug nun seinen Anfang nehme. Voran schritt eine Knabenschar in den Landesfarben, weiß und blau, mit künstlichen Schnurrbärten an den jungen Lippen, mit Zöpfen im Nacken und langen Spießen auf den Schultern. Zwei kleine Trommler rührten ihre Schlägel ernst wie Männer und versetzten alle in gleichmäßige Bewegung. Im Schutze dieser kriegerischen Truppe folgten Gruppen von Mädchen und Knaben, die die vier Jahreszeiten darstellten, bunte Blumen des Frühlings, Primeln, Maiglöckchen, Veilchen, Tulpen, Narzissen und Hyazinthen, leichte Schmetterlinge in allen Regenbogenfarben, schwerleibige Käfer und schillernde Libellen, gravitätische Störche und flinke Schwalben. Dahinter der Sommer, ein Völklein schmucker Schnitter, mit Aehren und blauen Blumen im Haar, mit Sicheln und zierlichen Garben in den Händen. Mit ihnen wetteiferten an Anmut die Winzer und Winzerinnen, alle mit Weinlaub bekränzt und mit dem Gerät des Herbstes, kleinen Kufen und Tansen und Hackenmessern ausgerüstet. Mit der lustigen Farbigkeit der drei ersten Gruppen kontrastierten die Schneemänner und Eiszapfen, welche den Winter veranschaulichten und Gefahr liefen, unter dem hellen Sonnenglanz in Wasser und Schaum zu zerfließen. Hinter den Jahreszeiten, die in ihrem buntwechselnden Zug die Zeit, den alles Leben, Sein und Geschehen tragenden Strom vorstellten, folgte das Heer der Jugend, zwanglose Gruppen von Knaben und Mädchen, in die schmucken Trachten gekleidet, die in den verschiedenen Tälern des Landes heimisch sind oder waren, so daß an diesem Tage das ganze Schweizervolk in seinen lieblichsten kleinen Vertretern voll Gesundheit und Lebenslust durch Schönau zog. Mitten in dem Getriebe ritt auf einem Schimmel, an Schönheit und Glanz alles überstrahlend, die Jugendkönigin, und ihr zur Seite auf einem Rappen, in Eisenrüstung und Helm, der König und Feldherr dieser unkriegerischen Scharen, Wilhelm.

Um die Anmut und Frische der Jugend durch ihr Gegenteil schärfer hervorzuheben, folgte, auf einem Esel reitend, das Alter, ein graues, zusammengebogenes Männlein, das mit der einen Hand schlotterig das Reittier leitete und in der andern einen Kranz vertrockneter Blumen wie ein Büschel welker Hoffnungen trug. Dicht hinterher, an der Sense erkenntlich und vom Totengräber begleitet, schritt der Tod, eine nervige, unheimliche Reckengestalt. Das hatte der Pfarrer des Dorfes, allem Brauche zuwider, durchgesetzt, damit neben der Freude und Hoffnung, dem Werden, Wachsen und Aufblühen auch die Kehrseite des Lebens und die Vergänglichkeit alles Irdischen zu Nutz und Frommen nachdenklicher Pfarrkinder dem Auge vorgeführt werde. Den Schluß des Ganzen bildete ein Harst Armbrustschützen. In ihrer Mitte schritten drei Pfeifer, die bliesen grelle Marschweisen aus ihren Instrumenten und riefen die Leute, die sich etwa in den Häusern verspätet hatten, gebieterisch auf die Gasse. (Fortsetzung folgt.)

Die Flamme. — Zum Fest der Toten. Skizze von Irmela Linberg.

Auf dem entlegenen Friedhof, der hoch über der geduckten Industriestadt aufragt, ist es nun wieder feiertäglich still. Das dumpfe Tuten der Dampfsirenen klingt fremd, verhalten und wie aus einem Jenseits kommend hierher.

Auch im Herbst, als die kleinen Birken an den Gräbern gelbe Schleier umgehängt hatten, und um die Wintersonnenwende, als die Landschaft in Schnee gehüllt war, stand ich oft allein hier oben. Nach dem großen Grubenunglück im Januar jedoch, dem acht Bergleute zum Opfer gefallen waren, sah man einige Wochen lang viele dunkle Gestalten stumm und gebeugt an der langen Reihe der frischen Gräber stehen oder kauern. Später wurden es weniger. Und dann, als der frühe Märzwind über die Höhen sang, und den Duft aufbrechender Erde mit sich führte, stand nur noch vor dem einen der bereits leicht ins Graue verfärbten Hügel eine einsame Frau. Täglich verweilte sie dort mit ihrem zeitlosen zerfurchten Gesicht, ihren verarbeiteten, ineinandergekrampften Händen, ihrem vom Winde zerwehten Haar. Da stand sie wie versteint, eine zu Erz gewordene Frage: „Warum?"

An einem trüben, von weichem Regen durchrieselten Sonntage war ich wieder hinaufgekommen. Der Fernblick war verhüllt. Doch an den knospenden Zweigen hingen Tausende von Tropfen gleich aufgereihten Perlen, bereit, vor dem ersten Strahl der noch verborgenen Sonne demütig herabzufallen. Die Frau war auch heute hier oben. Sie stand vor dem kleinen Grabhügel, dem siebenten in der Reihe, und ihre erloschenen Augen waren, wie immer, ohne alle Hoffnung.

Da stampfte es mit schweren, klatschenden Schritten durch Wasserschnee und breiige Frühlingserde. Ein Mann schritt den schmalen Weg entlang, groß, hager, mit breiten, ein wenig vorgebogenen Schultern, den schwarzen Schlapphut tief in die Stirn gedrückt. Nun erkannte ich ihn — den alten Musiker unserer Friedhofskapelle, der das Harmonium bedient, oder, wenn der Verstorbene, wie es wohl heißt, erster Klasse in die Ewigkeit geleitet werden soll, auf einem alten Cello von wunderbarem Klang Beethoven oder Schumann vorzutragen weiß.

Ja, er war es. Doch meine Gegenwart bemerkte er nicht, da das Grau meines Mantels und des rissigen Föhrenstammes, an dem ich lehnte, an diesem dunstigen Frühlingstage in eins verflossen.

„Grüß Gott, Mutter!"

Ich hörte nicht, daß die Frau antwortete.

Der Mann nahm den Hut ab und strich sich das lange, weiße Haar zurück. Sein Blick schweifte in die Ferne, als versuchte er den jetzt langsam weichenden Nebel zu durchdringen.

„Ja", sagte er leise, „ja, Ihr habt es gut."

Mit einer jähen Bewegung wandte die Frau ihm das Gesicht zu.

„Gut?" hauchte sie, und nach kurzem Seufzer kaum hörbar: „Warum?"

Jetzt war sie ausgesprochen, die Frage, deren Sinnbild sie geworden, hatte Gestalt gewonnen, Wirklichkeit. Ihre Hände hoben sich zugleich ein wenig, wie erschreckt, und fielen dann schlaff an ihrem Körper nieder. Das Haupt sank vornüber auf die Brust.

„Warum —?" wiederholte er langsam und sog die reine Frühlingsluft in sich hinein, — „warum? ... Das will ich Euch sagen, Frau. Liegt da drunten nicht Euer Junge — an dieser Stelle, in der Heimaterde? Und dürft Ihr nicht alle Tage an seinem Grabe stehen, hier, inmitten der schönen Natur, um ihn trauern, beten, ja — wenn Ihr wollt, Euch gar über das Grab werfen und weinen, bis Eure Tränen versiegt sind? — Ich aber" — er stockte und fester verschränkte er die Fäuste über dem Griff seines derben Knotenstockes — „ich habe nur ein einziges Mal in meinem Leben dort weilen dürfen, wo mein Sohn liegt — —"

Ihr Haupt fuhr empor, und mit einer fast angstvollen Gebärde hielt sie die Hand an die Wange.

„Ihr habt — —? Ja — wußtet Ihr denn überhaupt, wo er begraben liegt?" — Sie verstummte.

Er verzog die Lippe zu einem stillen Lächeln. „Daran habe ich auch gedacht, als sie mir seine Uhr schickten, den Fingerring, die Brieftasche, das Taschentuch und die Worte dazu: „Auf dem Felde der Ehre gefallen". Wo mochte er liegen? Vielleicht auf einem der flandrischen Aecker, die heute wieder der Pflug durchschneidet, oder in einem der Sümpfe von Ypern, in dessen nassen Tiefen nicht einmal Leichen richtig vermodern können. Zehn Jahre sind es her, da habe ich all meine Ersparnisse zusammengerafft und bin hingereist in das fremde Land, mit dem wir einst Krieg hatten. Ja, dort hatte man Friedhöfe errichtet, stattliche Plätze mit Hunderten und aber Hunderten von Kreuzen, eins wie das andere. Und jedes Kreuz trägt einen Namen oder zwei. Auch das Regiment, und die Schlacht, oder den Tag .... Und da bin ich denn stundenlang zwischen den Kreuzesreihen dahingeschritten, habe Namen um Namen entziffert, und die Nummern der Regimenter, und die Orte der Kämpfe. Aber seinen — Pauls Namen — habe ich nicht unter ihnen gefunden. Und bin weiter gefahren, zum nächsten Friedhofe, habe es dort ebenso gemacht, und noch zu einem — nein, zu vielen ... Immer umsonst. Er war nirgends. Er hatte kein Grab.

Und als ich dann eines Abends wieder nach langem, vergeblichem Umherschweifen zur Stadt zurückkehre, einem kleinen, schwarzen Nest in Nordfrankreich, steht am Bahnhof ein Zug, lang, hellerleuchtet, fauchend unter dem Dampfdruck. Leute rennen und schreien, Frauen plappern schnell in welscher Zunge. Und da zwingt es mich, in einen der Wagen dieses Zuges zu steigen, der nach dem Westen zu abgehen will. Schon knirschen auch die Räder, die Maschine stampft. „Ist ja gleichgültig, wohin", denke ich nur. „Die Welt ist überall, und mein Paul ist doch nirgends ..."

Die Tür des Abteils wird zurückgeschoben. Ein Schaffner kommt. Ich löse eine Fahrkarte nach Paris und bleibe allein. Draußen gähnt eine schwarze, ganz sternenlose Nacht, viele Stunden lang. Als es tagt, halten wir im Zwielicht der Halle eines Riesenbahnhofes. Alles steigt aus.

Eine laute Stadt ist es, tobend von Verkehr. Anlagen. Ein Strom, Brücken. Ich werde von einer flutenden Menschenmenge vorwärtsgetrieben. Wie lange, weiß ich nicht. Schon beginnt der graue Tag sich wiederum zu neigen. Beim Ueberschreiten eines sternförmigen Platzes drängen sie mich gegen die Böschung einer Steininsel. Vor mir ersteht ein hoher, dreiteiliger Torbogen. Unter seiner mittelsten Wölbung schlägt eine Flamme aus der Erde, rötlich, unruhig, vom Winde getrieben. Die Vorübergehenden grüßen diese Flamme. Auch ich entblöße unwillkürlich mein Haupt. Näher zieht es mich. Nun stehe ich in der ersten Reihe. Eine dunkle Steinplatte. Blumen. Kränze aus dem immergrünen Laub des Lebensbaumes. Eine Inschrift, die ich nicht verstehe. Und mitten zwischen all diesem die rastlos lohende Flamme, die wie suchend nach mir hinzückt. Seltsame Sehnsucht ergreift mein Herz. Ich stehe wie eingewurzelt. Kann mich nicht lösen von dem flackernden Schein ...

Hinter mir erklingen deutsche Laute: „Sieh doch, Vater — —" Ich wende mich, frage: „Was steht auf dem Stein?" Die Herren schauen mich freudig überrascht an. „Dem unbekannten Soldaten", erklärt mir der Aeltere von ihnen. „Welchem Soldaten?" frage ich ganz verwirrt. „Nun, Sie hören doch, es ist ein unbekannter Soldat. Man hat ihn hier, im Mittelpunkt der Hauptstadt beigesetzt, um in diesem Einen alle zu ehren ..."

„Und man weiß nicht, wer er ist —?"

„Nein, das weiß man nicht! Irgendeiner von der Westfront ..."

„Ich danke den Herren —" Sie schüttelten die Köpfe und entfernten sich.

Ich bleibe. Unbeweglich stehe ich vor der Flamme, und meine Augen trinken sich an ihr fest. Eine feuchte, blaue Nacht sinkt über die Stadt. Die Menschenmassen werden spärlicher, versiegen. Endlich bin ich allein. Immer lichter, immer goldener in der Finsternis glüht meine Flamme ... Und da — Mutter, da erscheint auf einmal in ihr der Umriß eines Helmes, eines Gesichts — Augen — ein Mund ... Und ich erkenne sie, diese Augen, erkenne ihn, diesen Mund. Paul! — Es ist Paul! Ich habe sein Grab gefunden! Unter diesem Stein hier ruht seine Jugend. Und jetzt, da ich, blind hergetrieben, zu ihm gekommen bin, offenbart sich mir, dem Vater, wieder der verklärte Umriß seines Antlitzes, und grüßt — und grüßt! —"

Der Mann hat den Kopf in den Nacken gebogen. Seine Augen sind weit aufgetan. Er steht wie jemand, der alles vergessen hat über einer Erinnerung.

Feiertägliche Stille liegt über dem Urnenhain. Ich sehe eine wogende Menge Menschen, und ich sehe über sie ins tiefe Land hinein, das im milden Scheine der Sonne ruht. Hoch über uns schwingt der Triller einer aufsteigenden Lerche.

Da höre ich die Frau leise sagen: „Meiner hieß auch Paul." —

„Alle" — denke ich wie im Traum — „alle haben sie schweres Leid zu tragen — jene dort und diese hier. Unbekannte Soldaten gibt es hier wie dort. Ob man dem einzelnen einen Hügel gewölbt oder ein feierliches Grabmal errichtet oder ob ihre Leiber, ungeborgen von Menschenhand, zu Staub zerfallen, sie alle liegen im Schoß der ewigen Mutter — ihre Hingabe für uns, die wir um sie trauern, ist dieselbe. Und in jedem Mal, das einem von ihnen errichtet worden ist, wird der unbekannte Tote geehrt. Keiner ist vergessen, keiner!